

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Mitteilungen an unsere zur Fahne einberufenen Beamten & Arbeiter**

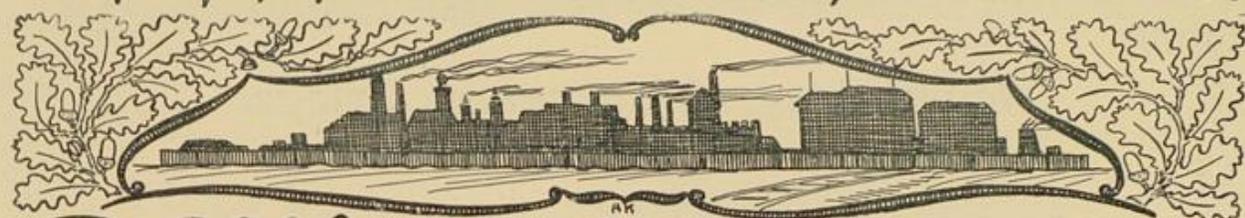
**Gesellschaft für Brauerei, Spiritus- und Preßhefe-Fabrikation  
Vormals G. Sinner <Karlsruhe>**

**Karlsruhe-Grünwinkel, Nr. 1.1914(16.Sept.) - 125.1918(10.Dez.);  
damit Ersch. eingest.**

25.12.1915 / Weihnacht 1915

**urn: urn:nbn:de:bsz:31-56019**

Gesellschaft Sinner Karlsruhe-Grünwinkel



# Mitteilungen

an unsere zur Fahne einberufenen Beamten & Arbeiter.



31

## Weihnachtsgruß an unsere Krieger

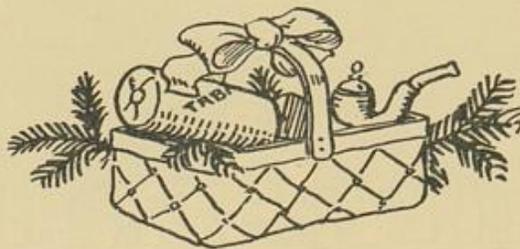
1915.

Wir denken Euer, tapfere Soldaten,  
Zum zweiten Weihnachtsfest mit frohem Gruß,  
Noch winkt die Ruhe nicht für Eure Taten,  
Im Feld die heil'ge Nacht Euch finden muß.  
Es spannt die Liebe ihre Silberflügel,  
Und die Erinner'ng eilt durch Zeit und Raum,  
Sucht ihren Weg durch Täler, Wälder, Hügel,  
Grüßt Euch, wie einstmals, unterm Weihnachtsbaum.

Wir denken Euer mit dem festen Hoffen,  
Daß ihr uns dereinst fröhlich wiederkehrt.  
Wohl hat schon manchen sein Geschick getroffen,  
Und das Gedächtnis unsre Toten ehrt.  
Doch Euch, den Lebenden, gilt das Erinnern,  
Gilt unser Gruß zur Deutschen Weihenacht,  
Mög' Weihnachtsglanz auch draußen Euch umschimmern,  
Der in der Heimat für Euch angefacht.

Wir denken Euer in dem Glanz der Kerzen,  
Der mit dem alten Zauber uns umgibt,  
Die Deutsche Treue bindet unsre Herzen,  
Und unsre Seele glaubt und hofft und liebt.  
Das Zeitenrad rollt ruhig seine Kreise,  
Nach Krieg wird Frieden doppelt köstlich sein,  
Seid uns gegrüßt in alter Deutscher Weise,  
Bis wir Euch grüßen in der Sieger Reihn.

Anna Koch.





## Weihnachtsgedanken.

Von Oberhofprediger Dr. E. Dryander, Berlin.

Kürzlich ging durch die Blätter die Schilderung eines Weihnachtsabends, den im vorigen Jahre deutsche Kriegsgefangene in einem französischen Lager erlebten. In gedrückter Stimmung begannen die Vorbereitungen. Dann erklangen unter dem strahlenden Christbaum die alten lieben Weihnachtslieder: „O du fröhliche“ und „Stille Nacht, heilige Nacht“. Die rauhen Männer aber, die beim heftigsten Schmerze nicht zuckten, schämten sich nicht der Tränen, die in den Bart herabtropften, während die französischen Wachen verwundert auf den Baum und die deutschen Gefangenen sahen und es nicht verstanden, was diese harten und stolzen Menschen so weich und still machte.

Sehr begreiflich. Denn kein Volk kennt die deutsche Weihnachtssitte, die auch bei uns in dieser Form nicht über ein Jahrhundert alt ist, und die doch alles einschließt, was Weihnachten uns bedeutet. Die Liebe zur Heimat, in trüber Gefangenschaft zweifach empfunden, die trauliche Gemeinschaft des Hauses, die Freude am Jubel der Kleinen, die warme Liebe der Großen, die Erinnerung an den Glauben der Kindheit und seine so oft im Leben bewährte Kraft, alles das findet, Volkstümliches und Kirchliches, das rein Menschliche und das Christliche in einzigartiger Weise miteinander vermählend, seinen zartesten Ausdruck in der deutschen Weihnachtsfeier und umwebt das Fest wie kein anderes mit einer so zarten Poesie, daß ihr nicht leicht einer sich gänzlich entzieht.

So ist es denn kein Wunder, wenn unser Volk, wo es irgend vermag, diese Feier sich verschafft. In wie vielen Gefangenenlagern mag das gleiche Bild sich in diesem Jahre wiederholen! In mehr als einem Schützengraben wird die Frage erörtert werden, ob wenigstens am Heiligen Abend der Feind das Feuer einstellen oder die Stunden der Feier zu einem Ueberfall benutzen werde. Schon haben vielleicht die Tiroler Schützen die Tannenfichte, die mutig an der schroffen

Felswand emporklettert, zum Weihnachtsschmuck in die Unterstandshütte ausersehen. Und auf dem Torpedoboot, das die Wogen der Ostsee durchfurcht, wird am Christabend irgend ein Maat die sorgsam behütete Festtanne aus verborgenem Raume hervorholen. Wir grüßen sie alle in Ost und West, die treuen Hüter am Grenzwall des Vaterlandes, die unsere Weihnachtsfeier schützen, und wünschen auch ihnen allen mitten in Not und Tod fröhliche Weihnacht!

Aber doch würde diese Poesie des Festes, die unwägbare Masse der Empfindungen, die in ihm sich sammelt, schwerlich vor der Rauheit des Lebens wie vor der blasierten Nüchternheit der Zeit standhalten, trüge sie nicht einen noch festeren und unzerstörbaren Untergrund in sich.

Wir sind heute wie nie ein den Wirklichkeiten des Daseins zugewandtes Geschlecht. Wir freuen uns der reichen Gestaltung des Lebens und der früher ungeahnten Fülle seiner Genüsse. Auch die Wissenschaft hat sich in erster Linie der Natureroberung und -beherrschung zugekehrt und zweifelt nicht, daß bald das Wort „unmöglich“ aus ihrem Wörterbuch verschwinden werde. Hat doch auch der Weltkrieg dafür seine Beweise geliefert! Aber — wir haben vielleicht mit diesem nach außen gewendeten weltoffenen Blick das Auge für die stillen und verborgenen Tiefen verloren, aus denen auch die Kraft für die Welteroberung uns zuströmt. Erstorben ist es gleichwohl nicht. Lauscht doch, bei aller scheinbaren Ablehnung einer Welt des Liebersinnlichen, die Menschheit jedem Klange, der dorthin weist, mit der zitternden Ahnung, daß hier ein Großes auch für sie verborgen sei. Auch die Stimmen der Metaphysik, auch die der religiösen Mystik verklingen nicht ungehört. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß unter dem Donnern des Krieges eine religiöse Erhebung, und zwar im christlichen Sinne, sich vollzogen hätte, die alle aufwärts weisenden Kräfte der Zeit in ihren Dienst zog? In diesen Tiefen der Mystik liegt auch die Kraft der Weihnachtsfeier verborgen. Sie hat, um mit Paulus zu reden, in einem „Mysterion“ ihren Grund. Unter den verschiedenen Religionen der Erde stehen die sogenannten Erlösungsreligionen am höchsten. An ihrer Spitze steht als „ethische Erlösungsreligion“ das Christentum. Es ist die einzige dieser Erlösungsreligionen, die einen Erlöser kennt. Die Geburt dieses Erlösers feiert die Weihnacht!

Freilich nicht wie die Gedenktage großer Männer begeht die Kirche das Geburtsfest Jesu. Niemand weiß seinen Geburtstag. Erst im Jahr 555 ist der 25. Dezember zum erstenmal als solcher in Rom gefeiert worden. Maßgebend waren dabei für den römischen Bischof symbolische Gründe, verbunden mit der Klugheitsmaßregel, womöglich der eingebürgerten Gewohnheit heidnischer Feste eine christliche Feier unterzuschieben. Der 25. Dezember, als der kürzeste und zugleich als Tag der wiederkehrenden Sonne, bot willkommenen Anlaß zu der „geistreichen Akkommodation“, Christum als den Sol invictus, als das Licht der Welt, und seinen Geburtstag als den Beginn des neuen Goldenen Zeitalters zu begehen. So wurde das Winterfest der Sonnenwende, das Fest des siegenden Lichtgottes, das Gefäß, um Jesum als das in die Welt getretene Licht zu feiern. In diesem Sinne hat „mitten im kalten Winter“ das Weihnachtsfest seinen Siegesgang durch die christliche Welt angetreten und sie mit reichem Glanz und Wärme erfüllt. Die „Nox sacrosancta“ wurde das Heiligtum jenes göttlichen „Geheimnisses“: Gott ist geoffenbart im Fleisch!

Jesus das Licht der Welt! Man würde fehlgreifen, wenn man diese Erleuchtung auf neue Erkenntnisse einschränken wollte, die Jesus gebracht hat. Sicher fehlen sie nicht. Wenn Harnack das schöne Wort schreibt, Christus habe den Wert der ganzen Menschheit gesteigert, so ist auch die Steigerung der Erkenntnis mit eingeschlossen, und zwar eine Erkenntnis über die tiefsten Fragen der Menschheit, das Woher und Wohin, den Sinn und das Ziel des Lebens.

Aber doch steht das erst in zweiter Linie. Was zunächst von ihm ausgeht, ist nicht eine Erkenntnis, die der Denker verarbeitet, sondern eine Bewegung, eine Umwälzung, ein persönliches Erlebnis, das, vom Zentralpunkt des Menschen ausgehend, seinen ganzen Lebensbestand ergreift, sein Lebensgefühl steigert, seine innere und äußere Welt umwandelt und in die Sphäre der Erlösung erhebt. In jedem Augenblick des ungeheuren Prozesses aber empfängt die Entwicklung ihre Anstöße, ihre Regelung, ihre Ziele und ihre Kraft von der geschichtlichen Person Jesu als des Lichtes der Welt.

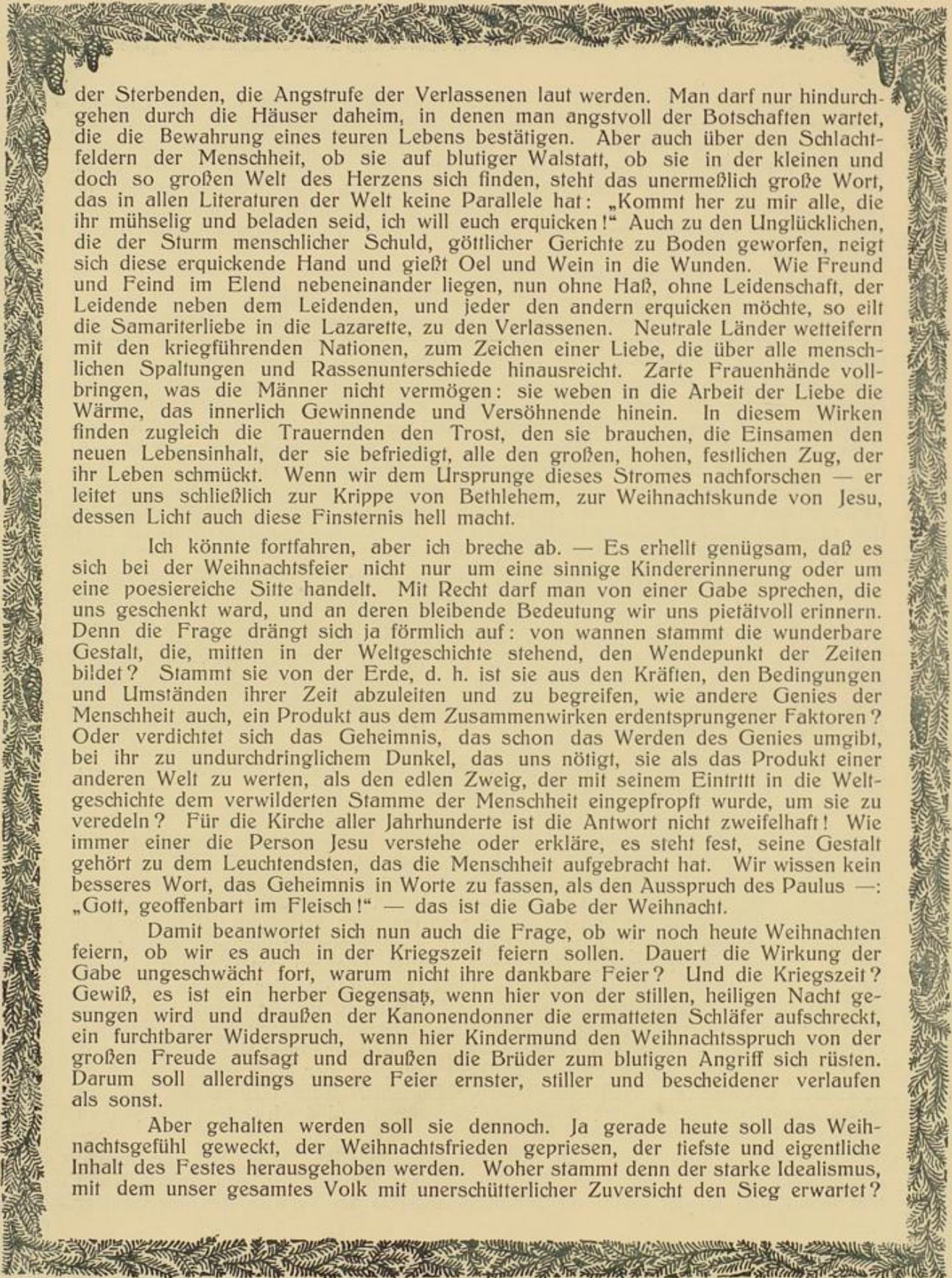
Ich greife nur etliche Punkte heraus.

Durch die Religionen der Welt, von den orientalischen an bis zu den altgermanischen, zieht sich der Gedanke eines schweren Kampfes hindurch zwischen Licht und Finsternis, Gut und Böse, Wahrheit und Lüge, Gott und dem Teufel. Wenn heute die Menschen wie im plötzlichen Wahnsinn vernichten, was sie in langer, heißer Arbeit gebaut haben, so setzen sie nur den Kampf fort, den die Jahrhunderte hindurch die um die Menschheit ringenden Geistesmächte wider einander führen. Auch in den Kriegen der Welt vollzieht sich der alte Kampf zwischen Gut und Böse, Licht und Finsternis, Wahrheit und Lüge. Wir kämpfen ihn auch in dem Kriege, von dem heute der Erdboden erzittert. Wo aber ist ein Bürge dafür, daß dieser Kampf nicht ziellos verlaufe, bis in namenlosen Qualen die Menschheit sich verblutet hat? Ein Bürge für einen Sieg des Guten und für ein göttliches Ziel der verschlungenen Wege der Geschichte? Die Weihnachtsbotschaft nennt ihn: Jesus das Licht der Welt!

Das Licht der Welt. Die Welt liebt die sittliche Dämmerung. Hier aber steht mitten in der Weltgeschichte einer, der der vollkommenen Gute ist, hinter dem in wesenlosem Scheine das Böse liegt. Er steht so gewaltig der Menschheit gegenüber, daß sie nicht anders kann als Stellung zu ihm nehmen. Kein Wunder, daß an ihm die Geister sich scheiden von der zartesten Liebe an bis zum glühenden Haß. Er steht auch der Menschheit von heute als das personifizierte Gewissen gegenüber und wird auch von der grauenhaften Welt der Lüge, die in dieser Kriegszeit allein unbedingte Siege über uns erkämpft und mehr als einmal uns wehrlos gemacht hat, den heuchlerischen Schleier abreißen und der Wahrheit zum Siege helfen. Und diesen König der Wahrheit, den Bürgen für ihren Sieg, verkündet die Weihnachtsbotschaft von Jesu als dem Licht der Welt.

Vom Licht geht Leben aus. Aber was heißt eigentlich Leben? Leben ist wirken und schaffen, hat man wohl geantwortet. Leben sei dulden und leiden, sein Geheimnis sei seine Verneinung — so die anderen. In Wahrheit liegt der Sinn des Lebens tiefer. Mit erschütternder Gewalt hat der Krieg uns ein Neues erschlossen, und wenigstens denen, die helle Augen haben und im Flusse der Erscheinungen das Bleibende und Wesentliche zu erkennen vermögen, ist es wie eine Offenbarung aufgegangen: Leben heist opfern, heißt hingeben und sich verleugnen, um im Opfern und Hingeben nicht einen Verlust, sondern den höchsten Lebensgewinn zu erhalten. Das vollkommene Opfer aber ist das des Lebens. Es muß uns mit tiefster Freude erfüllen, wenn die Empfindung für die Herrlichkeit dieses Opfers heute viele erfüllt, die sonst kein Auge dafür hatten, wenn der für erbärmlich und unwürdig der großen Zeit gehalten wird, der diesem Opfer sich entziehen will. Aber der Ursprung dieses Gedankens liegt bei dem, der kraft seines sich selbst opfernden Lebens zum Welterlöser wurde, Christus. Jedes Weihnachten gibt uns neuen Anstoß, in diese heilige Bewegung einzutreten und durch Opfern und Sterben wahrhaft lebendig zu werden.

Zwar ist dies Opfer mit Furchtbarem verbunden. Man darf nur an ein Schlachtfeld denken, wenn über die blutgetränkte Walstatt die schweigende Nacht sich senkt und in der Stille die Schmerzensschreie der Verwundeten, die Seufzer



der Sterbenden, die Angstrufe der Verlassenen laut werden. Man darf nur hindurchgehen durch die Häuser daheim, in denen man angstvoll der Botschaften wartet, die die Bewahrung eines teuren Lebens bestätigen. Aber auch über den Schlachtfeldern der Menschheit, ob sie auf blutiger Walstatt, ob sie in der kleinen und doch so großen Welt des Herzens sich finden, steht das unermesslich große Wort, das in allen Literaturen der Welt keine Parallele hat: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ Auch zu den Unglücklichen, die der Sturm menschlicher Schuld, göttlicher Gerichte zu Boden geworfen, neigt sich diese erquickende Hand und gießt Oel und Wein in die Wunden. Wie Freund und Feind im Elend nebeneinander liegen, nun ohne Haß, ohne Leidenschaft, der Leidende neben dem Leidenden, und jeder den andern erquicken möchte, so eilt die Samariterliebe in die Lazarette, zu den Verlassenen. Neutrale Länder wetteifern mit den kriegführenden Nationen, zum Zeichen einer Liebe, die über alle menschlichen Spaltungen und Rassenunterschiede hinausreicht. Zarte Frauenhände vollbringen, was die Männer nicht vermögen: sie weben in die Arbeit der Liebe die Wärme, das innerlich Gewinnende und Versöhnende hinein. In diesem Wirken finden zugleich die Trauernden den Trost, den sie brauchen, die Einsamen den neuen Lebensinhalt, der sie befriedigt, alle den großen, hohen, festlichen Zug, der ihr Leben schmückt. Wenn wir dem Ursprunge dieses Stromes nachforschen — er leitet uns schließlich zur Krippe von Bethlehem, zur Weihnachtskunde von Jesu, dessen Licht auch diese Finsternis hell macht.

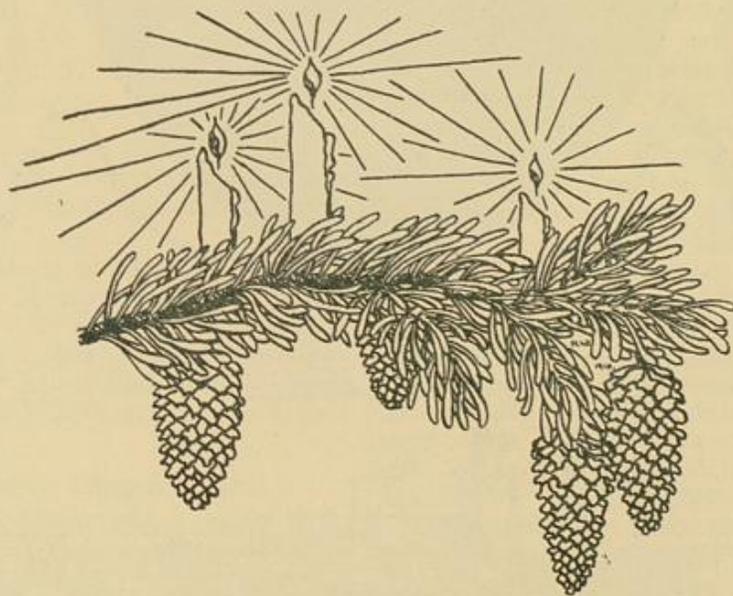
Ich könnte fortfahren, aber ich breche ab. — Es erhellt genügsam, daß es sich bei der Weihnachtsfeier nicht nur um eine sinnige Kindererinnerung oder um eine poesiereiche Sitte handelt. Mit Recht darf man von einer Gabe sprechen, die uns geschenkt ward, und an deren bleibende Bedeutung wir uns pietätvoll erinnern. Denn die Frage drängt sich ja förmlich auf: von wannen stammt die wunderbare Gestalt, die, mitten in der Weltgeschichte stehend, den Wendepunkt der Zeiten bildet? Stammt sie von der Erde, d. h. ist sie aus den Kräften, den Bedingungen und Umständen ihrer Zeit abzuleiten und zu begreifen, wie andere Genies der Menschheit auch, ein Produkt aus dem Zusammenwirken erdentsprungener Faktoren? Oder verdichtet sich das Geheimnis, das schon das Werden des Genies umgibt, bei ihr zu undurchdringlichem Dunkel, das uns nötigt, sie als das Produkt einer anderen Welt zu werten, als den edlen Zweig, der mit seinem Eintritt in die Weltgeschichte dem verwilderten Stamme der Menschheit eingepfropft wurde, um sie zu veredeln? Für die Kirche aller Jahrhunderte ist die Antwort nicht zweifelhaft! Wie immer einer die Person Jesu verstehe oder erkläre, es steht fest, seine Gestalt gehört zu dem Leuchtendsten, das die Menschheit aufgebracht hat. Wir wissen kein besseres Wort, das Geheimnis in Worte zu fassen, als den Ausspruch des Paulus —: „Gott, geoffenbart im Fleisch!“ — das ist die Gabe der Weihnacht.

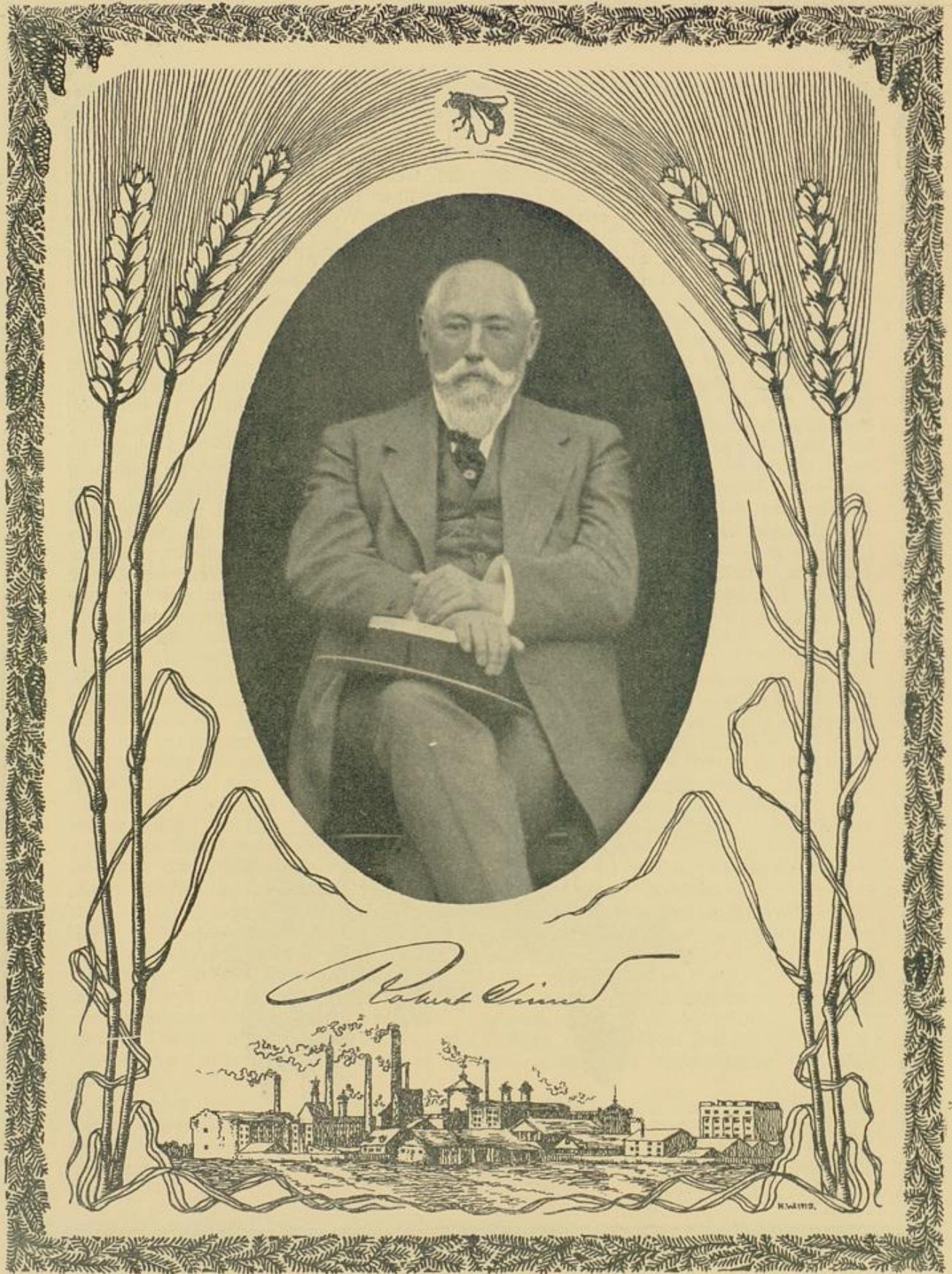
Damit beantwortet sich nun auch die Frage, ob wir noch heute Weihnachten feiern, ob wir es auch in der Kriegszeit feiern sollen. Dauert die Wirkung der Gabe ungeschwächt fort, warum nicht ihre dankbare Feier? Und die Kriegszeit? Gewiß, es ist ein herber Gegensatz, wenn hier von der stillen, heiligen Nacht gesungen wird und draußen der Kanonendonner die ermatteten Schläfer aufschreckt, ein furchtbarer Widerspruch, wenn hier Kindermund den Weihnachtsspruch von der großen Freude aufsagt und draußen die Brüder zum blutigen Angriff sich rüsten. Darum soll allerdings unsere Feier ernster, stiller und bescheidener verlaufen als sonst.

Aber gehalten werden soll sie dennoch. Ja gerade heute soll das Weihnachtsgefühl geweckt, der Weihnachtsfrieden gepriesen, der tiefste und eigentliche Inhalt des Festes herausgehoben werden. Woher stammt denn der starke Idealismus, mit dem unser gesamtes Volk mit unerschütterlicher Zuversicht den Sieg erwartet?

Woher dieser Glaube an den Sieg der Wahrheit über die Lüge, des Rechts über das Unrecht, der Reinheit über die Welt des Schmutzes, des Geistes über das Schwergewicht der Zahl? — Seine Kraft liegt darin, daß diese Wahrheit und Reinheit nicht nur als unbestimmte Idee über der Weltentwicklung schwebt und jedesmal in unerreichbare Ferne zurückweicht, wenn wir sie erfassen wollen, sondern daß diese Idee Wirklichkeit und Gestalt gewonnen hat in der Person Jesu Christi, durch den sie auch uns erreichbar wird. Unsere Weihnachtsfeier soll lauter als sonst verkünden, worin die Siegeskraft unseres Volkes ruht. Zu den Errungenschaften des Krieges soll auch das gehören, daß der Aufschwung des religiösen Lebens, den wir miterlebt haben, nicht kraftlos verrausche, sondern daß in unserem deutschen Volke der Religion wieder der königliche Platz angewiesen werde, der ihr gebührt. Der göttliche Heros der Religion aber steht vor uns in dem Heiland, dessen Geburt wir zu Weihnacht feiern.

Immer ist uns Weihnachten das Fest der Liebe gewesen. — In diesem Jahre gilt es, Liebe in großem Stil zu üben, deren Odem bis in die fernsten Schützengräben, in die ödesten Gefangenenlager weht. Soweit unsere Möglichkeiten reichen, soll die erfinderische Liebe die Wege öffnen, um jedem das Bewußtsein zu geben, daß er zum Ganzen gehört und dieses Ganze ihn nicht missen will. — Vor allem wir selbst sammeln uns unter dem Weihnachtsbaum zu neuem Glauben an den Sieg des Guten, zum Kampfe für die Wahrhaftigkeit an Stelle aller Verlogenheit, zum Ringen um Reinheit wider die Schamlosigkeit, zum Halten an allen den religiösen und sittlichen Gütern, die uns die Weihnachtsbotschaft vor Augen stellt. Nicht das letzte unter ihnen ist, daß der furchtbare Haß überwunden werde, der heute die Nationen trennt. Im Gedächtnis der „allem Volke“ widerfahrenen Weihnachtsfreude werden wir ihnen seinerzeit die Hände entgegenstrecken zu dem großen Versöhnungstage der Menschheit, auf den jedes Weihnachtsfest weissagend hinweist.







## Kriegs-Chronik.

**Samstag, 18. Dezember.**

Westlicher Kriegsschauplatz.

Keine wesentlichen Ereignisse.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Die Zahl der zwischen Narosz- und Miadziol-See eingebrachten Gefangenen hat sich auf 2 Offiziere und 235 Mann erhöht.

Die Lage ist an der ganzen Front unverändert. Es fanden nur kleine Patrouillengefechte statt.

Balkan-Kriegsschauplatz.

Beim Kampf um Bijelopolje wurden im ganzen 1950 Mann, darunter eine geringe Zahl Montenegriner, gefangen genommen.

Das Gebiet nordöstlich der Tara abwärts von Mojkovac ist vom Feinde gesäubert. Den österreich-ungarischen Truppen sind bei den erfolgreichen Kämpfen der letzten fünf Tage in dieser Gegend 13 500 Gefangene in die Hände gefallen.

Türkischer Kriegsschauplatz.

In der Irakfront fahren unsere Truppen fort, Verteidigungswerke aller Art von der feindlichen Hauptstellung bei Kut-el-Amara zu zerstören. Unsere schwere Artillerie beschießt wirksam die

Schützengräben und andere Einrichtungen des Feindes bei Kut-el-Amara.

An der Kaukasusfront keine Ereignisse.

An der Dardanellenfront bei Anaforta beiderseitiges, zeitweise unterbrochenes Geschützfeuer. Von zwei vom Feinde entzündete Minen zerstörte eine durch den Rückschlag seine Schützengräben, die zweite verursachte keinen Schaden bei uns. Unsere Patrouillen erbeuteten in den feindlichen Schützengräben eine Menge von Bajonetten, Geschossen und verschiedenes Kriegsmaterial. Bei Ari Burnu schleuderte der Feind gegen unseren rechten Flügel eine große Menge von Bomben. 1 Kreuzer, 5 gepanzerte Monitore und die Landgeschütze schossen eine Zeitlang in verschiedenen Richtungen. Unsere Artillerie antwortete in wirksamer Weise. Bei Sedd-ül-Bahr versenkte unsere Artillerie am 17. Dezember nachmittags einen der beiden Schlepper, die Material und Mannschaften landeten. Die Landung wurde unterbrochen. Unsere Landartillerie richtete auf dem rechten und linken Flügel Verwüstungen in den feindlichen Schützengräben an. Ihre Bombeneinschläge brachten die feindlichen Batterien zum Schweigen. Ein Kreuzer und ein Monitor, die die Umgebung von Altschi Tepe beschossen, richteten keinen Schaden an.

### Sonntag, 19. Dezember.

Westlicher Kriegsschauplatz.  
Nichts Neues.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Kleinere russische Abteilungen, die an verschiedenen Stellen gegen unsere Linien vorführten, wurden abgewiesen.

Balkan-Kriegsschauplatz.

Bei Mojkovac und Bijelopolje sind erneut etwa 750 Serben und Montenegriner gefangen genommen worden.

### Montag, 20. Dezember.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Das Feuer unserer Küstenbatterien vertrieb feindliche Monitore, die gestern nachmittag Westende beschossen.

An der Front neben lebhafter Artillerietätigkeit mehrere erfolgreiche Sprengungen unserer Truppen. Eins unserer Flugzeuggeschwader griff den Ort Poperinghe an, in dem zahlreiche Verbindungen des Feindes zusammenlaufen. Ein englischer Doppeldecker wurde im Luftkampf bei Brügge abgeschossen. Die Insassen sind tot.

Oestlicher Kriegsschauplatz.  
Die Lage ist unverändert.

Balkan-Kriegsschauplatz.

Bei den Kämpfen nordöstlich von Tara sind, wie nachträglich gemeldet wird, drei Gebirgs- und zwei Feld-Geschütze erbeutet worden. Gestern fanden bei Mojkovac weitere für die österreichisch-ungarischen Truppen günstige Kämpfe statt. Mehrere Hundert Gefangene wurden eingebracht.

### Dienstag, 21. Dezember.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Westlich von Hulluch nahm eine deutsche Abteilung eine englische Sappe und wehrte einen nächtlichen Gegenangriff ab.

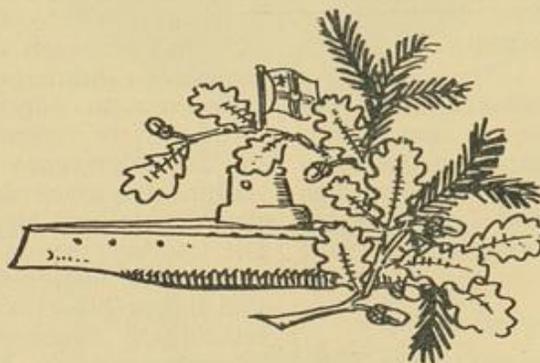
Auf vielen Stellen der Front lebhaft Artilleriekämpfe. Keine Ereignisse von Bedeutung.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

In der Nacht vom 19. zum 20. Dezember hatte eine vorgeschobene russische Abteilung das nahe vor unserer Front liegende Gehöft Dekschy besetzt; sie wurde gestern wieder vertrieben.

Südlich des Wygonowskoje-Sees und bei Koscinnowka wurden feindliche Erkundigungs-Abteilungen abgewiesen.

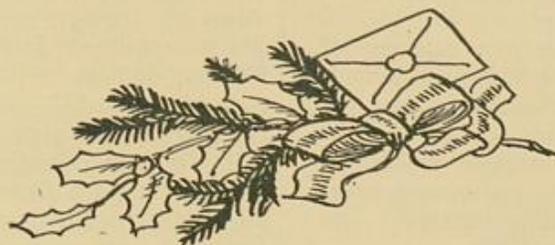
Auf dem Balkankriegsschauplatz ist die Lage unverändert.

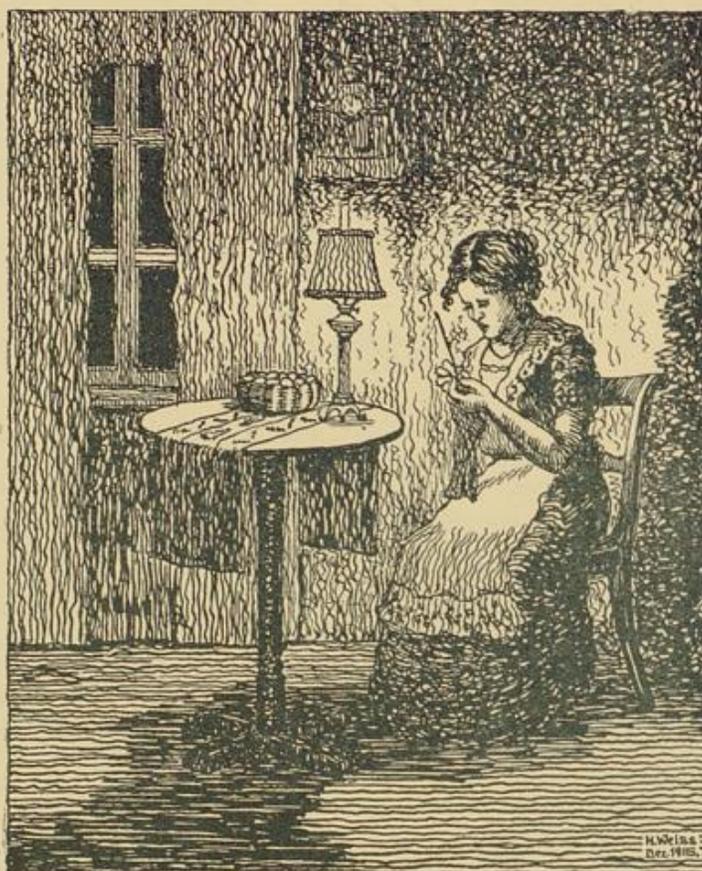




## Feldgrüße.

August Archut, Ph. Albecker, Adolf Burkart, Karl Burkard, W. Brzoska, Karl Bohl, Adolf Bonmann, Kilian Burkard, Engelbert Burkart, Musikmeister Bernhagen, Otto Berg, Josef Braun, J. Brunner, Ludwig Brock, Eugen Bähr, Georg Bauer, Arthur Bach, Otto Burkart II, Anton Baumgartner, W. Baroni, Adolf Bastian, A. Baumann, Leo Burkart, Karl Burkart, J. Cichocki, Otto Essig, Hermann Enz, Karl Essig, Hubert Essig, Wilhelm Ell, Otto Eisele, Josef Essig, Georg Faig, Willi Fischer, Wendelin Fütterer, Gottl. Frey, Friedrich Frank, J. Gressel, Andr. Gall, J. Gollnisch, Ed. Gerstner, Johann Greule, Chr. Gutekunst, August Gerstner, Fr. Graf, Hermann Heck, Karl Höflinger, Karl Hoyler, Thomas Heck, Jakob Hammer, Konrad Heil, Wilhelm Heck, Leopold Heck, Karl Helfer, Jeske, Fr. Jarcinski, Hermann Klein, Klohn, Eugen Kuhm, Krajewski, Fr. Karl, J. Karpinski, Richard Kistner, H. Kastner, Josef Knäbel, Kinsch, E. Kühn, M. Koffler, Joh. Kühner, W. Klapprodt, Karl Keller, Rudolf Kaiser, Hermann Kutterer, Adolf Kuhm, Gustav Kistner, Leopold Karle, H. Kästel, Albert Leuser, Jakob Licht, Fr. Landhäuser, Peter Lang, Xaver Lemke, August Lehne, Stanislaus Lemke, Otto Landhäuser, Ludwig Mayer, Karl Manske, Wilhelm Müller, Andreas Michalak, Josef Müller, Otto Müller, Ad. Neumüller, Otto Neuer, M. Ohnhaus. Wilh. Oberst, Pawlicki, Piniewski, Johann Pfeiffer, J. Podbylski, Th. Rackel, Ernst Rimmelpacher, Kasimir Rastetter, Jakob Rastetter, Wilh. Röder, Adolf Rimmelpacher, Paul Raich, Heinrich Speckert, Josef Sobierajewicz II, Johann Sobierajewicz, Th. Szajek, W. Seiss, Hans Seeburger, Schäfer, Wilhelm Schiefer, J. Schorb, Schröder, Bernh. Schmidt, Schmidt, Leopold Schorpp, Obermusikmeister Schotte, Bapt. Scheidl, Josef Schäfer, Stach, A. Tomiak, Karl Vogt, Karl Vögele, Rudolf Weisenbach, Karl Witt, Hermann Waltenberger, Hermann Weber, Fr. Weiler, Karl Winter, Walkowiak, Walter Wachowiak, A. Würz, Adolf Ziegler, A. Zinser.





## Die Strickerin.

Gedichtet von Hochstetter.

Wenn sich rasch die Finger regen,  
Mild bestrahlt vom Lampenschein —  
Meine Wünsche, meinen Segen  
Srick' ich in die Maschen ein,  
Liebster, mit den lust'gen Blicken,  
Draußen schliff's um dich nun scharf.  
Ich kann beten, ich kann stricken —  
Das ist alles, was ich darf.  
Morgen schick' ich meinem Helden,  
Dies Paar Strümpfe, warm und grau.  
Sollen ihm da draußen melden,  
Grüße seiner jungen Frau.  
Stampfe stolz auf dieser Wolle,  
Mitten durch des Feindes Land!

Von der deutschen Ackerscholle  
Laß ihm nicht den kleinsten Rand.  
Wenn du tief in dunkle Sümpfe,  
Tags die Russen keck gejagt,  
Wärmen mögen dich die Strümpfe  
Nachts, daß dir der Schlaf behagt.  
Schon' sie nicht! — Will neue stricken!  
Lauf drauf los und lauf sie durch!  
Will dir immer and're schicken,  
Bis hinein nach Petersburg.  
Hier des zweiten Strumpfes Ende  
Spitz' ich jezt zu knappem Rund;  
Lieber Mann, dem ich sie sende,  
Bleib am Leben und gesund.

## Die Vision des Kaisers.

Von Selma Lagerlöf.

Es war zu der Zeit, da Augustus Kaiser in Rom war und Herodes König in Jerusalem.

Da geschah es einmal, daß eine sehr große und heilige Nacht sich auf die Erde herabsenkte. Es war die dunkelste Nacht, die man noch je gesehen hatte; man hätte glauben können, die ganze Erde sei unter ein Kellergewölbe geraten. Es war unmöglich, Wasser von Land zu unterscheiden, und man konnte sich auf dem vertrautesten Wege nicht zurechtfinden. Und dies konnte nicht anders sein, denn vom Himmel kam kein Lichtstrahl. Alle Sterne waren daheim in ihren Häusern geblieben, und der liebliche Mond hielt sein Gesicht abgewendet.

Und ebenso tief wie die Dunkelheit war auch das Schweigen und die Stille. Die Flüsse hatten in ihrem Laufe innegehalten, kein Lüftchen regte sich, und selbst das Espenlaub hatte zu zittern aufgehört. Wäre man dem Meere entlang gegangen, so hätte man gefunden, daß die Welle nicht mehr an den Strand schlug, und wäre man durch die Wüste gewandert, so hätte der Sand nicht unter dem Fuße geknirscht. Alles war versteinert und regungslos, um nicht die heilige Nacht zu stören. Das Gras vermaß sich nicht zu wachsen, der Tau konnte nicht fallen, und die Blumen wagten nicht Wohlgeruch auszuhauchen.

In dieser Nacht jagten die Raubtiere nicht, bissen die Schlangen nicht, bellten die Hunde nicht. Und was noch herrlicher war, keins von den leblosen Dingen hätte die Weihe der Nacht dadurch stören wollen, daß es sich zu einer bösen Tat hergab. Kein Dietrich hätte ein Schloß öffnen können, und

kein Messer wäre imstande gewesen, Blut zu vergießen.

Eben in dieser Nacht trat in Rom ein kleines Häuflein Menschen aus den kaiserlichen Gemächern auf den Palatin und nahm seinen Weg über das Forum hinauf zum Kapitol. An dem eben zur Neige gegangenen Tage hatten nämlich die Räte den Kaiser gefragt, ob er etwas dagegen einzuwenden habe, daß sie ihm auf Roms heiligem Berge einen Tempel errichteten. Aber Augustus hatte nicht sogleich seine Zustimmung gegeben. Er wußte nicht, ob es den Göttern wohlgefällig wäre, daß er einen Tempel neben dem ihren besäße, und er hatte geantwortet, daß er erst seinem Schutzgeist ein nächtliches Opfer bringen wolle, um dadurch ihren Willen in dieser Sache zu erforschen. Er war es nun, der, von einigen Vertrauten geleitet, daran ging, dieses Opfer darzubringen.

Augustus ließ sich in seiner Sänfte tragen, denn er war alt, und die hohen Treppen des Kapitols fielen ihm beschwerlich. Er hielt selbst den Käfig mit den Tauben, die er opfern wollte. Nicht Priester, noch Soldaten oder Ratsherren begleiteten ihn, sondern nur seine nächsten Freunde. Fackelträger gingen ihm voran, gleichsam um einen Weg in das nächtliche Dunkel zu bahnen, ihm folgten Sklaven, die den dreifüßigen Altar trugen, die Kohlen, die Messer, das heilige Feuer und alles andere, was für das Opfer erforderlich war.

Auf dem Wege plauderte der Kaiser fröhlich mit seinen Vertrauten, und darum bemerkte niemand die unsägliche Stille und Verschwiegenheit der Nacht. Erst als sie auf dem obersten Teile des Kapitols den leeren Platz erreicht hatten, der für den neuen Tempel auserkoren

war, wurde ihnen offenbar, daß etwas Ungewöhnliches bevorstand.

Dies konnte nicht eine Nacht sein wie alle andern, denn oben auf dem Rande des Felsens sahen sie das wunderbarste Wesen. Zuerst glaubten sie, es sei ein alter, verwitterter Olivenstamm, dann meinten sie, ein uraltes Steinbild vom Jupitertempel sei auf den Felsen hinausgewandert. Endlich gewahrten sie, daß dies niemand sein konnte als die alte Sibylle.

Etwas so Altes, so Wettergebräutes und so Riesengroßes hatten sie niemals gesehen. Diese alte Frau war schrecken-erregend. Wäre der Kaiser nicht gewesen, sie hätten sich alle heim in ihre Betten geflüchtet. „Sie ist es,“ flüsternten sie einander zu, die der Jahre so viele zählt, wie es Sandkörner an der Küste ihres Heimatlandes gibt. Warum ist sie gerade in dieser Nacht aus ihrer Höhle gekommen? Was kündet sie dem Kaiser und dem Reiche, sie, die ihre Prophezeiungen auf die Blätter der Bäume schreibt und weiß, daß der Wind das Orakelwort dem zuträgt, für den es bestimmt ist?“

Sie waren so erschrocken, daß sie alle auf die Knie gesunken wären und mit ihren Stirnen den Boden berührt hätten, wenn die Sibylle nur eine Bewegung gemacht hätte. Aber sie saß so still, als wäre sie leblos. Sie saß auf dem äußersten Rande des Felsens zusammengekauert, und die Augen mit der Hand beschattend, spähte sie hinaus in die Nacht. Sie saß da, als hätte sie den Hügel erstiegen, um etwas, was sich in weiter Ferne zutrug, besser zu sehen. Sie konnte also etwas sehen, sie, in einer solchen Nacht!

In demselben Augenblick merkten der Kaiser und alle in seinem Gefolge, wie tief die Finsternis war. Keiner von ihnen konnte eine Handbreit vor sich sehen. Und welche Stille, welches Schweigen! Nicht einmal das dumpfe Gemurmel des Tibers konnten sie vernennen. Aber die Luft wollte sie ersticken, der kalte Schweiß trat ihnen auf die Stirn, und ihre Hände waren

starr und kraftlos. Sie dachten, es müsse etwas Furchtbares bevorstehen.

Aber niemand wollte zeigen, daß er Angst hatte, sondern alle sagten dem Kaiser, daß dies ein gutes Omen sei: die ganze Natur hielt den Atem an, um einen neuen Gott zu grüßen.

Sie forderten Augustus auf, an das Opfer zu gehen und sagten, daß die alte Sibylle wahrscheinlich aus ihrer Höhle gekommen wäre, um seinen Genius zu grüßen.

Aber in Wahrheit war die alte Sibylle von einer Vision so gefesselt, daß sie es nicht einmal wußte, daß Augustus auf das Kapitol gekommen war. Sie war im Geiste in ein fernes Land versetzt, und dort meinte sie über eine große Ebene zu wandern. In der Dunkelheit stieß sie mit dem Fuße unablässig an etwas, was sie für Erdhügelchen hielt. Sie bückte sich und tastete mit der Hand. Nein, es waren keine Erdhügelchen, sondern Schafe. Sie wanderte zwischen großen schlafenden Schafherden.

Nun gewahrte sie das Feuer der Hirten. Es brannte mitten auf dem Felde, und sie tastete sich hin. Die Hirten lagen um das Feuer und schliefen, und neben sich hatten sie lange, spitze Stäbe, mit denen sie die Herden gegen wilde Tiere zu verteidigen pflegten. Aber die kleinen Tiere mit den funkelnden Augen und den buschigen Schwänzen, die sich zum Feuer schlichen, waren das nicht Schakale? Und doch schleuderten ihnen die Hirten keine Stäbe nach, die Hunde schliefen weiter, die Schafe flohen nicht, und die wilden Tiere legten sich an der Seite der Menschen zur Ruhe.

Dies sah die Sibylle, aber sie wußte nichts von dem, was sich hinter ihr auf der Bergeshöhe zutrug. Sie wußte nicht, daß man da einen Altar errichtete, die Kohlen entzündete, das Räucherwerk aussträute, und daß der Kaiser die eine Taube aus dem Käfig nahm, um sie zu opfern. Aber seine Hände waren so erstarrt, daß er den Vogel nicht zu halten vermochte. Mit einem einzigen

Flügelschläge befreite sich die Taube und verschwand, hinauf in das nächtliche Dunkel.

Als dies geschah, blickten die Hofleute mißtrauisch zu der alten Sibylle hin. Sie glaubten, daß sie es wäre, die das Unglück verschuldet hätte.

Konnten sie wissen, daß die Sibylle noch immer an dem Kohlenfeuer der Hirten zu stehen meinte und daß sie nun einem schwachen Klange lauschte, der zitternd durch die totenstille Nacht drang? Sie hörte ihn lange, ehe sie merkte, daß er nicht von der Erde kam, sondern aus den Wolken. Endlich erhob sie das Haupt, und da sah sie lichte, schimmernde Gestalten durch die Dunkelheit gleiten. Es waren kleine Engelscharen, die gar holdselig singend und gleichsam suchend über der weiten Ebene hin und wieder flogen.

Während die Sibylle so dem Engelgesange lauschte, bereitete sich der Kaiser gerade zu einem neuen Opfer. Er wusch seine Hände, reinigte den Altar und ließ sich die zweite Taube reichen. Aber obgleich er sich jetzt bis zum Aeufßersten anstrenzte, um sie festzuhalten, entglitt der glatte Körper der Taube seiner Hand, und der Vogel schwang sich in die undurchdringliche Nacht empor.

Den Kaiser faßte ein Grauen. Er stürzte vor dem leeren Altar auf die Kniee und betete zu seinem Genius. Er rief ihn um Kraft an, das Unheil abzuwenden, das diese Nacht zu künden schien.

Auch davon hatte die Sibylle nichts gehört. Sie lauschte mit ganzer Seele dem Engelgesang, der immer stärker wurde. Schließlich wurde er so mächtig, daß er die Hirten erweckte. Sie richteten sich auf dem Ellenbogen empor und sahen leuchtende Scharen silberweißer Engel in langen, wogenden Reihen gleich Zugvögeln droben durch das Dunkel schweben. Einige hatten Lauten und Violinen in den Händen, andere hatten Zithern und Harfen, und ihr Gesang klang fröhlich wie Kinderlachen und sorglos wie Lerchenzwitschern. Als die

Hirten dieses hörten, machten sie sich auf, um zu dem Bergstädtlein zu gehen, wo sie daheim waren, und von dem Wunder zu erzählen.

Sie wanderten über einen schmalen, geschlängelten Pfad, und die alte Sibylle folgte ihnen. Mit einem Male wurde es oben auf dem Berge hell. Ein großer klarer Stern flammte mitten darüber auf, und die Stadt auf dem Bergespitze schimmerte wie Silber im Sternlicht. Alle die umherirrenden Engelscharen eilten unter Jubelrufen hin, und die Hirten beschleunigten ihre Schritte, so daß sie beinahe liefen. Als sie die Stadt erreicht hatten, fanden sie, daß die Engel sich über einem niedrigen Stall in der Nähe des Stadttors gesammelt hatten. Es war ein ärmlicher Bau mit einem Dach aus Stroh und dem nackten Felsen als Rückwand. Darüber stand der Stern, und dahin scharten sich immer mehr und mehr Engel. Einige setzten sich auf das Strohdach oder ließen sich auf der steilen Felswand hinter dem Hause nieder, andere schwebten mit flatternden Flügeln darüber. Hoch, hoch hinauf war die Luft von den strahlenden Schwingen verklärt.

In demselben Augenblick, in dem der Stern über dem Bergstädtchen aufflammte, erwachte die ganze Natur, und die Männer, die auf der Höhe des Kapitols standen, mußten es auch merken. Sie fühlten frische, aber kosende Winde den Raum durchwehen, süße Wohlgerüche strömten rings um sie empor, Bäume rauschten, der Tiber begann zu murmeln, die Sterne strahlten, und der Mond stand mit einem Male hoch am Himmel und erleuchtete die Welt. Und aus den Wolken schwangen sich zwei Tauben nieder und setzten sich dem Kaiser auf die Schultern.

Als dies Wunder geschah, richtete sich Augustus in stolzer Freude empor; aber seine Freunde und Sklaven stürzten auf die Kniee. „Ave Caesar!“ riefen sie. „Dein Genius hat dir geantwortet. Du bist der Gott, der auf der Höhe des Kapitols angebetet werden soll.“

Und die Huldigung, die die hingegrissenen Männer dem Kaiser zujubelten, war so laut, daß die alte Sibylle sie hörte. Sie wurde davon aus ihren Gesichtern erweckt. Sie erhob sich von ihrem Platze auf dem Felsenrand und trat unter die Menschen. Es war, als hätte eine dunkle Wolke sich aus dem Abgrund erhoben, um über die Bergeshöhe hinabzustürzen. Sie war erschreckend in ihrem Alter. Wirres Haar hing in spärlichen Zotteln um ihren Kopf, die Gelenke der Glieder waren vergrößert, und die gedunkelte Haut überzog den Körper hart wie Baumrinde, Runzel an Runzel.

Aber gewaltig und ehrfurchtgebietend schritt sie auf den Kaiser zu. Mit der einen Hand umfaßte sie sein Handgelenk, mit der andern wies sie nach dem fernen Osten.

„Sieh!“ gebot sie ihm, und der Kaiser schlug die Augen auf und sah. Der Raum tat sich vor seinen Blicken auf, und sie drangen ins ferne Morgenland. Und er sah einen dürftigen Stall unter einer steilen Felswand, und in der offenen Tür einige knieende Hirten. Im Stalle sah er eine junge Mutter auf den Knien vor einem kleinen Kindlein, das auf einem Strohbündel am Boden lag.

Und die großen knöchigen Finger der Sibylle wiesen auf dieses arme Kind.

„Ave Caesar“, sagte die Sibylle mit einem Hohnlachen. „Das ist der Gott, der auf der Höhe des Kapitols angebetet werden wird!“

Da prallte Augustus vor ihr zurück, wie vor einer Wahnsinnigen.

Aber über die Sibylle kam der mächtige Sehergeist. Ihre trüben Augen begannen zu brennen, ihre Hände reckten sich zum Himmel empor, ihre Stimme verwandelte sich, so daß sie nicht ihre eigene zu sein schien, sondern solchen Klang und solche Kraft hatte, daß man sie über die ganze Welt hin hätte hören können. Und sie sprach Worte, die sie oben in den Sternen zu lesen schien.

„Anbeten wird man auf den Höhen des Kapitols den Welterneuerer, Christ oder Antichrist, doch nicht hingefällige Menschen.“

Als sie dies gesagt hatte, schritt sie durch die Reihen der schreckgelähmten Männer, ging langsam die Bergeshöhe hinunter und verschwand.

Aber Augustus ließ am nächsten Tage dem Volke streng verbieten, ihm einen Tempel auf dem Kapitol zu errichten. Anstatt dessen erbaute er dort ein Heiligtum für das neugeborene Gotteskind und nannte es „Des Himmels Altar“, Ara Coeli.



Schriftleitung: Direktor Georg Dachgruber und Otto Sinner, beide in Grünwinkel.

Strichzeichnungen v. Kunstmalern A. Kusche u. H. Weiß, Karlsruhe.

Gedruckt in unserer Hausdruckerei.